

RADEK KNAPP

Die Kotletten Ihrer Majestät

Rede vom 23. Februar 2011 im Kasino am Schwarzenbergplatz

Bevor ich zum eigentlichen Thema komme, muß ich Sie mit meiner Großmutter bekannt machen. Immer wenn mir ein festlicher Abend bevorstand, befahl sie mir, mir vorher die Hände zu waschen und mich entsprechend anzuziehen. „Wer weiß“, sagte sie „wer da alles im Saal sitzt. Vielleicht ein Magister oder gar ein Doktor. All diese hohen Figuren und gebildeten Menschen werden ungeduldig mit den Füßen scharren und warten bis der Schriftsteller hereinkommt. Und wer kommt dann herein? Du!“

Diese Warnung, die mich seither vor jedem Auftritt und inzwischen auch schon zu weniger festlichen Anlässen wie Spazierengehen, Schlafen oder Essen verfolgt, zwang mich immer wieder über das großmütterliche „Du“ nachzudenken. Denn von diesem „Du“ ist es nicht mehr weit zum „Er.“ In die dritte Person zu wechseln ist nie leicht, aber die Wohltat dieses Schrittes ist unübersehbar und nicht nur an einem Abend wie heute überaus wünschenswert.

Daher möchte ich Ihnen, verehrte Magister und Doktoren nun kurz darüber berichten wie ich, das heißt „er“, vor genau 35 Jahren nach Wien und somit zu meinem persönlichen und höchst privaten Kakanien kam. Erstmal war es keine geplante Reise, mit zwölf plant man keine Reisen, denn man hat bekanntlich in diesem Alter bereits das, was man später so schmerzlich vermißt: eine Uhr, die nicht geht, gutes Wetter und Menschen, die unseren Vornamen nicht vergessen. Dennoch war ich nicht ganz ahnungslos, wenn es um Österreich ging. Aus dem Fernsehen wußte ich, dass die Österreicher gut Ski fahren und dass es dort geheimnisvolle Geschosse gab, die man aus einem rätselhaften Grund Mozartkugeln nannte. Ich wußte sogar ein wenig über das k.u.k Imperium Bescheid. In der Warschauer Schule hatte man uns in der Geschichtsstunde auf der Landkarte ein riesiges Reich gezeigt, das von einem Mann namens Kaiser Franz Josef regiert wurde und dem, offenbar infolge dieser imperialen Erfolge, auch jene exorbitanten Kotletten gewachsen waren. Ferner hatte man uns beigebracht, dass im alten Kakanien so viele Nationen unter einen Hut gebracht waren, dass es schon fast an ein Wunder grenzte, dass sie sich überhaupt untereinander verständigen konnten. Und ich selber kannte die Geschichte

über den braven Soldaten Schwejk, der obwohl oder vielleicht weil er keinen einzigen Schuß abgefeuert hatte, als der alleinige Sieger des ersten Weltkrieges hervorgegangen war.

Daher war das erste was ich tat, als ich an die österreichische Grenze kam, mich zu vergewissern, wieviel noch vom alten Kakanien übriggeblieben war. Meine Enttäuschung war enorm und begann eigentlich schon im Zug. Obwohl klimatisiert und hochmodern, brauchte er für die gleiche Strecke wie vor achtzig Jahren drei Stunden länger. An der Grenze wurden wir auch nicht vom braven Soldaten Schwejk begrüßt, sondern von Zollbeamten, die keine Manieren, aber dafür sehr neurotische Schäferhunde hatten. Noch dazu kamen all diese Männer nicht aus den bunten Ländern der Altmonarchie, sondern erblickten allesamt das Licht der Welt in einem Ort namens Drasenhofen.

Immerhin war der erste Österreicher, den ich im Leben sah, bewaffnet. Aber enttäuschenderweise baumelte an seinem Gürtel kein k.u.k. Säbel, nicht einmal ein Sturmgewehr anno 1915, wie es der brave Soldat Schwejk am Sonntag umzuschnallen pflegte, sondern eine phantasielose, pechschwarze Glockpistole.

Einen Moment lang dachte ich trotzdem daran, ihn anzusprechen. Immerhin beherrschte ich zwei Sätze auf Deutsch, die ich in polnischen Kriegsfilmserien aufschnappt hatte. Leider handelten sie über den 2. Weltkrieg, nachdem also das k.u.k. Imperium längst zerfallen war, und klangen daher nicht besonders einladend. Der erste Satz lautete „Wo ist der Sturmbahnführer Stettke?“ und der andere „Mein Gewehr hat eine Ladehemmung“. Ich hielt also den Mund und wurde nach Österreich hereingelassen. Die beiden Sätze brachte ich nach Wien und hatte damit sogar unerwarteten Erfolg. In dem ich sie abwechselnd verwendete und gelegentlich sogar auf geistreiche Art kombinierte, kam ich damit die ersten paar Wochen erstaunlich gut über die Runden. Erst in der Schule mußte ich meine Deutschkenntnisse rasch und drastisch erweitern. Erntete ich dann allerdings mit dem Satz „Mein Gewehr hat eine Ladehemmung“ wieherndes Gelächter meiner männlichen Schulkameraden, suchte die weibliche Hälfte peinlich berührt das Weite.

2

Anfangs hatte ich von neuem Kakanien erwartet, dass man ausgerechnet in seiner Hauptstadt Wien in vielen Sprachen redete. Ich hätte somit reichlich Gelegenheit, meine slawischen

Wurzeln zu pflegen. Aber leider auch hier die Zeit hatte das ihre getan. Das einst reiche Sprachreservoir war auf eine Grundsprache geschrumpft, die den mysteriösen Namen Hochdeutsch trug. Offenbar erlitt dieses Hochdeutsch in Wien ein tragisches Schicksal, wie vieles, was sich von außen frech aufdrängt. Es wurde zuerst ignoriert und dann in mehrere Dialekte aufgesplittert, die seitdem in den diversen Bezirken ein durchaus üppiges Dasein fristen. Kurzum: in Wien herrschte eine Dialektvielfalt wie im Kongobecken und naiv war derjenige, der glaubte, überall mit gleichem Erfolg durchzukommen. So rätselhaft der Wiener Dialekt auch war, so schnell wurde mir klar, warum er erfunden wurde. Der Wiener hat den Dialekt erfunden, um jeden Nichtwiener zu entlarven. Es läßt sich von einem Außenstehenden nicht nachmachen.

Ich werde nie vergessen, als ich an meinem ersten Schultag den Ausdruck „Sprüh a Wolkn“ kennenlernte. Es bedeutete nicht eine Wolke mit einer Spraydose zu bearbeiten, sondern sich recht zügig aus dem Staub zu machen. Ich staunte von da an, wie viele Ausdrücke es in dieser traditionell gastfreundlichen Stadt gab, die einen auffordern sich zum Entfernen. Zum Beispiel „Schlag a Wöhn“, „Schlag eine Welle“, bedeutete dasselbe wie eine Wolke sprühen. Ziemlich beliebt war es, jemand sich zum „Schleichen“ aufzufordern oder sich „über die Häuser zu hauen.“ Und aus dem Mund des echten Wieners klang dieses „haudiibadihoisa“ fast schon arabisch. Wahrscheinlich ist es deshalb wieder so stark im Kommen.

Als ich in meine erste wienerische Schule kam, suchte ich daher Trost in Worten, die aus dem Slawischen kamen. Da war zum Beispiel der Spruch „auf lepschi gehen“ und bedeutete einen Aufriß machen. Es kam vom slawischen Wort „lepski“, was so viel wie „besser“ heißt und zu verstehen gibt, dass es immer besser ist, einen Aufriß zu machen als gar keinen. Da ich aber noch nicht in dem Alter war, um die diesem Spruch innewohnenden Weisheit richtig zu würdigen, gefiel mir eigentlich das Wort „Tschopperl“ noch mehr. Es kam vom tschechischen Wort „capek“, was Storch bedeutete. Abgesehen davon, dass es zwischen einem Storch und einen Aufriß durchaus einen Zusammenhang gab, merkte ich es mir noch aus einem anderen Grund. „Tschopperl“ umschreibt einen geistig behinderten Menschen, umgangssprachlich auch „Trottler“ genannt. Ich wurde so oft so genannt, bis ich es mir gemerkt habe.

Meine notorische Lernunfähigkeit hatte aber auch ihr Gutes. Abgesehen davon, dass sie mir den ersten großen Schub in Richtung meines kleinen persönlichen Kakaniens versetzte, machte ich in dieser Zeit die Entdeckung, dass Schulen einem durchaus viel beibringen können.

Abgesehen davon, dass ich dort mit zehn Fingern zu tippen gelernt hatte, lernte ich auch wie man in der großen Pause den lieblichen Wachauerlikör auf einmal leerte oder den Feuerlöscher der Firma Minimax so geschickt auf dem Gang versprühte, dass der Lehrer eine Viertelstunde brauchte, um unsere Klasse zu erreichen.

Zwei von diesen Anstalten muß ich besonderes herausgreifen. Die eine war jene Hauptschule, in der ich gleich nach meiner Ankunft in Wien als polnischer Analphabet landete und deren Schulklassen bis an den Rand mit der Blüte des Proletariats gefüllt waren. Dennoch war mir dort so etwas wie echte Ausländerfeindlichkeit nie begegnet. Im Gegenteil, die Lehrer trugen mich fast auf Händen und meine Deutschlehrerin hatte überhaupt nichts dagegen, dass ich fleißig von Jack London abschrieb. Sie belohnte sogar diesen offensichtlichen Diebstahl mit einem Gut. Ich mußte daraufhin meine Aufgaben der Klasse laut vorlesen, wodurch meine Mitschüler zum ersten und letzten Mal im Leben Auszüge aus „Ruf der Wildnis“ oder „Martin Eden“ zu hören bekamen.

Der Star dieser Schule war aber unser Direktor, der im Fernsehen auftrat und die Sendung „Wer bastelt mit?“ moderierte. Diese Sendung kam im Nachmittagsprogramm gleich nach dem legendären „Am Dam Des“ und war die erste Berührung mit der magischen Welt des Fernsehens. Vergeblich wartete ich vier Jahre lang darauf, unserem Direktor vor laufender Kamera den Uhkleber hinhalten zu dürfen. Es ist nicht geschehen und der findige Analytiker wird zwischen diesem unerfüllten Traum und der Tatsache, dass ich heute vor Ihnen stehe, leicht den richtigen Zusammenhang herstellen. Glücklicherweise traf ich dort auch einen der klügsten Lehrer, den ich jemals hatte. Er unterrichtete Mathematik und hieß Rupert Nagl. Ich erwähne den Namen dieses inzwischen verstorbenen Mannes deshalb, weil Rupert Nagl uns Vierzehnjährigen zum ersten Mal klar machte, dass der Mensch nach seinem Tod nur an einem einzigen Ort existiere. Nämlich in der Erinnerung jener, die ihn überlebt hatten. Das war für jemanden, der im katholischen Polen aufwuchs, wo man pausenlos auf das Paradies vorbereitet wird, ein Schock und die Geburtsstunde einer neuen Sichtweise, an der nicht einmal der anschließend unterrichtende Religionslehrer, dessen exorbitanter Mundgeruch uns alle in Ohnmacht fallen ließ, rütteln konnte.

Die andere Schule folgte anschließend und stand in einer hübschen kakanischen Gegend am Karlsplatz. Sie diente dazu, die künftige Geldelite des Landes zu schmieden. Ich wäre dort nie gelandet, hätte mich nicht meine vom Kapitalismus geblendete Emigrantemutter dorthin

geschickt. In ihrer Phantasie stieg ich bereits in wenigen Jahren von einem HAK-Schüler zum Manager eines österreichischen Konzerns auf, was mir in Folge zum Leben derartig unentbehrliche Utensilien wie einen Porsche Cabrio und ein Penthouse am Schwedenplatz beschaffen sollte.

Das wirklich besondere an dieser Schule war ihre geographische Lage. Sie lag genau zwischen der Oper und dem Musikverein. Der Musikverein war mir damals noch gänzlich unbekannt, aber die Oper kannte ich von solch klingenden Namen wie Pavarotti oder Domingo. Heute kennt man sie vor allem durch ein Individuum namens Baumeister Lugner. Was dieser Mann eigentlich kann ist heftig umstritten. Ganz bestimmt nicht singen und einige behaupten sogar, nicht einmal sprechen. Trotzdem lädt er jedes Jahr ein Filmsternchen gegen ein Riesenhonorar in seine Loge ein, das dann umgehend von eben diesem Filmsternchen für eine Therapie ausgegeben wird, um sich von dem Logenbesuch zu erholen.

Die Musikliebe der Wiener schüchterte mich von Anfang an ein. Ich gehöre nun mal zu den Menschen, die nicht einmal unter Folter aus einer Blockflöte einen richtigen Ton herausbringen können, geschweige denn es jemals schaffen, nur einmal richtig „Für Elise“ vorzusummen. Daher bewunderte ich sogar den am penetrantesten riechenden Blockflötenspieler auf der Kärntenstraße als wäre es Mozart persönlich und hatte nichts dagegen, dass die Johann Strauß-Skulptur im Stadtpark, besonders an sonnigen Tagen, an einen in goldene Alufolie eingewickelten Osterhasen mit Geige erinnerte. Kurzum, es war nur eine Frage der Zeit, bis die Musikwelt mir unter die Arme greifen und mir den entscheidenden Schubs in Richtung meines persönlichen Kakaniens geben würde.

Eines Vormittags, als ich mich wieder mal, statt dem Buchhaltungsunterricht zu folgen, auf den Stufen des Musikvereins ausruhte, kam aus der Seitentür des Musikvereins ein sympathischer, grauhaariger Herr heraus und setzte sich neben mich. Es war schwer einzuschätzen, was er im Musikverein tat. Auf jeden Fall sprach er mit ausländischem Akzent, was schon ein gutes Zeichen war. Außerdem hatte er eine angenehme Schüchternheit wie sie Leute an den Tag legen, die mit zu vielen Menschen in Kontakt treten müssen und bei Fremden immer erst mit ein paar Sätzen ausprobieren, ob sie sich auf ein längeres Gespräch einlassen können. Er fragte mich, was ich hier täte. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich die Schule schwänzte. Er taute gleich auf und klopfte mir auf die Schulter:

„Damit kann man nie früh genug anfangen. Und weißt du schon, was du vorhast?“

„Sie meinen generell oder heute?“

„Generell.“

„Ursprünglich wollte ich Archäologe werden“,

Ich hatte kürzlich die Filmpremiere von Indiana Jones, Teil 1 im Gartenbaukino gesehen und war für den Moment, den man brauchte um vom Kinoausgang bis zur Straßenbahnhaltestelle zu gelangen, wirklich fest entschlossen, mein Leben genauso wie Harrison Ford zu verbringen. Der ältere Herr schmunzelte:

„Da bist du in Wien richtig. Hier ist jede zweite Wohnung eine Gruft“

„Wirklich? Sie scheinen sich auszukennen.“

Er lachte und tätschelte mir schon wieder die Schulter. Er war eindeutig ein Mann, der für sein Leben gern anderen die Schulter tätschelte.

„Ich habe auch schon viele von innen gesehen“, sagte er und verabschiedete sich mit einem „aber an deiner Stelle würde mir ein besseres Gebiet für Ausgrabungen suchen“.

Ich habe den sympathischen älteren Herren wenig später wieder gesehen. Monate später lief im Fernsehen ein Programm „Klassik für Fortgeschrittene“. Plötzlich sah ich ihn in der Gesprächsrunde sitzen. Alle waren sehr etepetete zu ihm und sprachen ihn mit Maestro an. Aber am Ende der Sendung ergriff eine alte Vogelspinne mit einer zehn Kilo schweren Diamantenkette um den Hals das Wort und erzählte von ihrer ersten Begegnung mit dem Maestro. Sie begann mit einer Stimme, die sich immer wieder überschlug zu berichten:

„Wir waren damals alle bei einer österreichischen Gräfin auf einem Schloß geladen, wo ein Konzert geplant war. Alle warteten bereits darauf, dass der Maestro eintreffen und endlich das Konzert geben würde, aber der Maestro war unauffindbar. Plötzlich stürmte ein Bauer in den Konzertsaal und stellte die Gräfin zur Rede: „Auf meiner Weide steht ein Mann, gibt den Kühen Whiskey und behauptet, er ist Leonard Bernstein.“ Die Gräfin nickte nur kühl: „Das ist er. Bringen Sie ihn bitte zu uns.“

Mir wurde ganz mulmig, als ich das hörte. Ich hatte auf einen Mann gehört, der einfach nur gerne dirigierte. Aber dann kam der Maestro zu Wort und sprach so gekonnt über Alkoholkonsum und die Schönheit des Lebens, dass ich mich zum ersten Mal im Leben diese Gelassenheit überkam, die die Buddhisten „Om“ nennen. Denn solange echte Musiker so redeten, würden sogar die Musikunbegabten wie ich, in Wien überleben.

Wie entscheidend der Wink des großen Dirigenten auf der Suche nach meinem persönlichen Kakanien war, begriff ich sehr schnell. Nur wenig später, nach dem ich dem Ratschlag des Maestros folgte und die Laufbahn des Millionärs sausen ließ, flatterte in unseren Postkasten ein Brief, auf dem ein ziemlich imposantes Siegel abgebildet war. Dieser Brief teilte mir in wenigen Sätzen mit, dass ich ab dem letzten Montag Österreicher geworden war, was mir gleich zwei weitere Einladungen einbrachte.

Die erste rief mich auf, gratis das Musical Cats zu besuchen, die zweite, mich anschließend bei der militärischen Tauglichkeitskommission zu melden, um festzustellen, ob ich das Zeug zum österreichischen Soldaten hätte.

Ich ging zuerst zu der Abendvorstellung von Cats, wo ich zusammen mit anderen frischgebackenen Östreichern, die mit offenem Mund der Handlung folgten, bei der Abschlußarie „Memorys“ einen Gehörsturz bekam. Danach meldete ich mich umgehend bei der Tauglichkeitsuntersuchung. Dort stellte man tatsächlich eine gewisse Schwerhörigkeit fest, stuft mich aber nichtsdestotrotz als jemand ein, der sehr wohl ein Gewehr bekommen sollte, um es im Falle eines Konfliktes auch zu gebrauchen. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Zivildienst zu beantragen. Daraufhin mußte ich vor einer Kommission, die aus mehreren Männern, die pausenlos in der Kronenzeitung blätterten, vier Stunden lang glaubhaft erklären, dass ich nicht das Zeug zum Töten hätte. Da meine Erklärungen zu blumig waren und weil man mich als ein besonders undankbares Individuum eingestuft hatte, wurde ich strafhalber dem abenteuerlichsten Ort Mitteleuropas zugeteilt, dem Pflegeheim Lainz. Nur ein Jahr zuvor, hatten dort ein paar mollige Krankenschwestern mit den heimelig klingenden Namen wie Gerti, Babsi oder Daisy mittels Mundpflege und anderen Tricks an die hundert Patienten in die ewigen Jagdgründe geschickt. Sie wurden sogar als „Todesengeln von Lainz“ über die Grenzen des Landes hinaus bekannt. Was anfangs aber nach einer Strafabschiebung aussah, verwandelte sich immer mehr in einen Glücksfall. Ich bekam zwar dort mehr Tote zu sehen, als ein österreichischer General in seiner ganzen Karriere und wechselte mehr Windeln in einem Monat als eine Vollblutmutter in ihrem ganzen Leben, aber ich wurde für diese Mühen eines Tages fürstlich belohnt.

Es war an einem dieser Novembertage, wo die Sonne überhaupt nicht mehr aufzugehen scheint, und der Lärm der Krähen, die gerade aus Sibirien eingetroffen waren, einen zwang ernsthaft über den Alkoholismus nachzudenken. Ich startete gerade meinen letzten Tagesdurchgang, um nach meinen Lieblingspatienten zu sehen.

Zuerst besuchte ich Frau Schimek, die obwohl 90, ein Tagebuch führte, in dem sich ständig nur der Satz wiederholte „Ich bin Stefanie Schimek und werde nächsten Monat 25“. Dann plauderte ich ein wenig mit dem Sturmbannführer Wirtmann, der in Nürnberg das Licht der Welt erblickte. Er wurde an der russischen Front so unglücklich von einer Granate getroffen, dass er seitdem in einem Pyjama durch alle möglichen Pflegeheime geirrt war bis er endlich nach Lainz kam. Dort verliebte er sich prompt in die polnische Krankenschwester Jagoda und malte ihr jeden Morgen statt Blumen die schönsten und regelmäßigen Hackenkreuze auf die Serviette. So arbeitete ich mich von Patient für Patient immer tiefer in unsere Epoche hinunter, bis ich zu meiner Favoritin Frau Rafla kam. Sie lag wie immer schon schlafend in ihrem Bett und umarmte ein Bild vom Kaiser Franz Josef. Es war genau dasselbe Bild, das ich als Zehnjähriger schon in der Warschauer Schule gesehen hatte. Nur mit dem Unterschied, dass quer über die Stirn des Kaisers eine Signatur ging, die angeblich vom Kaiser persönlich stammte. Vor über 80 Jahren stand nämlich Frau Rafla als achtjähriges Mädchen am Ring und jubelte mit ihren Eltern und tausenden anderen Menschen dem Kaiser bei einer Parade zu. Auf einmal aber machte der Kaiser halt und stieg von seinem Pferd. Er ging genau auf Frau Rafla zu und streichelte ihr Gesicht. Daraufhin griff das achtjährige Mädchen unerwartet nach den Kotletten des Kaisers und begann sie zu kraulen. Der Kaiser erschrak zuerst, ließ aber schließlich diese unerwartete Liebkosung zu und genoß sie sogar. Alle Umstehenden hatten mit offenem Mund zugesehen, dann aber zu klatschen angefangen. Der kaiserliche Leiboffizier salutierte vor dem Mädchen sogar. Zwei Wochen später bekam Frau Raflas Familie ein signiertes Photo des Kaisers und einen kaiserlichen Taler mit der k.u.k. Post zugesandt. Der Taler war schon längst ausgegeben, aber das Photo war noch da. Nun lag dieses Mädchen, das sich inzwischen in die 90jährige bettlägrige Frau Rafla verwandelt hatte, und träumte höchstwahrscheinlich gerade von jener kaiserlichen Parade am Ring.

Entweder lag es an Frau Raflas Nähe oder an dem düsteren November, der uns alle seit Wochen in Umklammerung hielt, aber irgendetwas stimmte auf einmal mit meinen Augen nicht. Wo ich auch hinsah, erblickte ich alles Mögliche, nur nicht das, was wirklich da war.

Statt den Patienten sah ich kleine Kinder, die in Windeln lagen und auf ihr Essen warteten. Kinder, die Hitler, Einstein, Kaiser Franz Josef und zwei Weltkriege überlebt hatten. Das ganze scheidende Jahrhundert lag hier wehrlos im Bett, spielte schon mit der Rassel und mußte damit rechnen jeden Moment in den Keller gefahren und dort für immer abgestellt zu werden.

Mein Herz krampfte sich dabei zusammen, und um mir das nicht länger mitansehen zu müssen, sah ich aus dem Fenster. Aber was ich hinter dem Fenster erblickte, erschreckte mich noch mehr. Dort war zwar vom alten Jahrhundert fast keine Spur mehr, aber dafür braute sich draußen eine neue, aggressive und fordernde Epoche zusammen. Sie setzte bereits zum Sprung an, die Welt mit einem neuen Menschenschlag zu bevölkern.

Schon jetzt liefen auf den Straßen der europäischen Städte scharenweise junge Leute herum, die Mozart für den Erfinder des Handyklingeltons hielten und sich freiwillig stundenlang zu Hause einsperrten, um via Bildschirm elektronische Freundschaften zu schließen, denen sie nur selten in der realen Welt begegnen würden. Monströse Fabriken in China liefen an, um in Kürze die Welt mit Mobiltelefonen, Plasmafernsehern, Autos und Schnullern mit Erdbeergeschmack zu überfluten. Die moderne Medizin bastelte an einer flexibleren DNA, nicht nur um Baumeister Lugner zu klonen, sondern damit dem Mensch der Zukunft vier statt zwei Hände bekäme, um endlich gleichzeitig Autolenken, einen Erlagschein ausfüllen, SmS versenden, um sich noch am Kopf kratzen zu können.

Alles war genau so, wie es Karl Marx prophezeit hatte. Die Katastrophe beginnt, sagte er, wenn das Gleichgewicht zwischen Material und Moral kollabiert. Wenn das Material zunimmt sinkt unweigerlich die Moral. Die Folgen wären dann unausbleiblich. Als erstes würden die Uhren beschleunigen. Eine Stunde würde nur noch ein paar Minuten dauern und verpuffen, als hätte es sie nie gegeben. Unsere Körper würden unter der allgemeinen Beschleunigung irreparable Schäden erleiden, denen nicht mal etwas die moderne Medizin etwas entgegenzusetzen hätte. Der menschliche Organismus mag gelegentlich mit der Geschwindigkeit kokettieren, und bevorzugt trotzdem oder gerade deshalb die Langsamkeit. Die Geschwindigkeit ist ein Vorrecht der Planeten und Atomen, meinerwegen auch von Rennautos, aber gewiß nicht von jenen, die in ihnen sitzen.

Schon jetzt beginnen sogar solche Kolosse wie Kultur und Kirche bei der allgemeinen Beschleunigung nach Luft zu schnappen. Ganz zu schweigen von normalen Menschen, die mal grundlos apathisch, mal grundlos rabiat werden. Angefangen bei jenen, die in den eigenen vier

Wänden ihr eigenes Fleisch und Blut mißhandeln, bis zu solchen, die sich im fernen Orient Bomben umschnallen, von deren Explosion sie sich etwas versprechen, was man in Europa nicht verstehen kann.

Mein Blick machte eine Schleife und kehrte zurück. Ich sah mich auf einmal von oben so, als wäre ich selber schon ein Patient des Lainzerpflegeheimes, der gerade gestorben war und dessen Seele jetzt über dem Saal schwebte. Ich stand genau zwischen dem Bett von Frau Rafla und einem Medizinschrank, aber da nicht nur ich derjenige war, der mir zusah, sondern auch meine über mir schwebende Seele, entdeckte ich, dass genau unter meinen Füßen eine dünne Linie verlief. Ich stand auf der Schnittstelle zwischen diesen zwei Jahrhunderten und wußte nicht, wo ich hingehörte. In das eine konnte ich nicht mehr zurück, in das andere wollte ich nicht. Und als mir vor lauter Unentschlossenheit schon ganz schwindlig wurde, begriff ich, dass dieser Platz zwischen zwei Stühlen, dieser Tanz auf beiden Hochzeiten zu dem ich schon mit zwölf gezwungen wurde, wohl oder übel mein ganz persönliches und privates Kakanien war. Ich könnte weiter herumjammern, dass ich in der falschen Epoche zur Welt gekommen war und man mir die Heimat geklaut hatte, oder ich könnte es mir auf dieser dünnen Linie bequem machen und die Aussicht genießen. Genauso wie der Soldat Schwejk, der während einer Schlacht auf einen Baum geklettert war, von dort beide Armeen anfeuerte und so bewies, dass das Beobachten nicht nur eine Beschäftigung von alten Weibern sein müsse, sondern auch ein Privileg.

Plötzlich hörte ich neben mir ein Geräusch. Es war Frau Rafla. Ich mußte sie irgendwie aufgeweckt haben. Sie sah mich an und sprach mich plötzlich mit einer überraschend festen Stimme an, wie sie alte Menschen gleich nach dem Aufwachen haben.

„Na wonach halten Sie denn so dringend Ausschau? Nach den Frauen oder dem lieben Gott?“

„Nach den Frauen.“, log ich um ihr eine Freude zu machen.

„Da haben Sie recht. Den lieben Gott sehen wir alle noch früh genug. Raten Sie mal, wovon ich gerade geträumt habe. Ich habe davon geträumt, wie ich als kleines Mädchen Seiner Majestät dem Kaiser die Kotletten gekrault hab.“

„Und? Wie haben sie sich angefühlt?“

„Wie ein Fell. Schon fast gar nicht menschlich. Man könnte glauben er wäre ein exotisches Tier gewesen. Eines, dass zum Aussterben verurteilt war. Verstehen Sie, was ich meine?“

„Nicht so ganz.“

„Dann geben Sie sich Mühe. Denn wenn Sie das nicht verstehen, werden Sie am Ende überhaupt nichts verstehen. Und wenn man nichts versteht, kann man auch nichts ordentlich weitererzählen.“